

## Der Gang ins Wasser

Das Schöne an Erzählungen ist, dass sie Erzählungen sind. Man fängt bei sich an, dieses Sich aber beginnt sich zu verselbständigen, abzukapseln, zu wandeln. So hat sich mein Ich im Erzählen oft schon losgelöst von mir, hat eigene Wege beschritten, die ich zwar wohl zur Kenntnis nahm, ja deren Ausblicke ich zuweilen mir wieder zu eigen machte; letztlich aber vollzog sich im Erzählen jedesmal – oft auch jäh, im Sprung – eine Spaltung zwischen dem, was ich war, und dem, was ich (oder wer) vielleicht hätte sein können, aber doch in meiner, deiner, unserer Wirklichkeit nicht war und nicht sein durfte.

So auch hier: Ich habe bei mir selbst angefangen, dann aber hat sich dieses Selbst in ein Eigenleben verfangen, ist von mir weg- und in die Donau hineingegangen.

\*\*\*

Das ältere Paar in dem Café schaute mit etwas abschätzigen Blicken zu, wie ich die nassgewordenen Prospekte und Flyer auf dem vorgesehen Tischchen verteilte. Die Anweisung lautete, bei den Gästen und Gastwirten einen souveränen Eindruck zu hinterlassen; die Reklamestände und -tische sauber zu halten; freundlich zu grüßen und herzlich zu danken. In deutlich leiserem Ton hatte der Vorgesetzte geraten, die Broschüren der eigenen Firmen ganz nach vorne zu schlichten; die Plakate fremder Veranstaltungen zu überkleben; lästiges Material kurzerhand beiseite zu schaffen.

Vor dem Klo stieß ich mit einem Mann zusammen. Die Plakatrollen fielen mir aus der Hand und landeten in dem den Gang durchziehenden Gerinne, welches aus einem Gemisch von Straßenschmutz, Regenwasser und Urin bestehen mochte. Der Herr entschuldigte sich, hob mit gezierten Bewegungen eine der Rollen vom Boden und überreichte sie mir so, dass ich nur in den Dreck greifen konnte. Ich bedankte mich und machte mich daran, die verschmierten Plakate an Wand und Türen zu kleben.

Draußen war der Regen stärker geworden. Ich stellte mich zu dem noch halbvollen Wägelchen in einen Hauseingang und rieb meine in der zu dünnen Lederjacke steckenden Arme. 6 Euro die Stunde. Dafür arbeitete man im Freien. Das war nach dem monatelangen PC-Hocken die einzige Auflage gewesen. Ich hatte meine Studie über die erkenntnisbedingende Rolle der Tastatur im modernen Forschungsbetrieb erst kürzlich eingereicht und wartete nun auf die Beurteilung durch zwei Menschen, die irgendwo, in einem anderen Erdteil, offenbar über ähnliche Fragen nachdachten.

Es hatte keinen Zweck mehr, die durchnässten Prospekte noch länger herum zu schleppen. Ich wählte die Nummer des Vorgesetzten, der zu mir gesagt hatte, dass ich die Tour in 3 bis 4 Stunden bewältigen würde. Jetzt ging es gegen acht Uhr, ich hatte mich beeilt und doch waren schon über 5 Stunden vergangen. Beim dritten Versuch hob er ab und meinte, dass niemand mehr in der Firma sei und ich das Wägelchen also mit nach Hause nehmen und Montag Früh vorbeibringen solle. Mir kochte das Blut, doch fragte ich in gezwungenem Ton, ob mir wenigstens die Wegzeit angerechnet werde. Er goutierte das mit einem Lachen und legte auf.

Der Regen hatte nachgelassen, ich befand mich am Kanal und verspürte eine quälende Unruhe, von der ich zuerst dachte, es würde sich um Hunger handeln. Tatsächlich hatte ich seit dem Pizzastück, gestern nach dem Theater, nichts mehr gegessen. Doch obwohl der Magen beängstigende Laute von sich gab und sogar ein wenig krampfte, empfand ich beim Hinspüren keinerlei Appetit oder gar Lust auf Nahrung. Durst ein wenig: und ich hob den Kopf, streckte die Zunge heraus und ließ es mir in den Rachen tröpfeln. In dieser Haltung verharrte ich, bis ich im Augenwinkel sah, wie sich jemand an dem in einem Verschlag stehenden Wägelchen zu schaffen machte. Ich trat heran und wollte gerade den Mund auf tun, in dem der Regen sich gesammelt hatte, als ich einen Schlag ins Gesicht bekam. Die Brille war entzwei, eines der beiden Gläser noch ganz. Ich steckte die Bruchteile zu mir, hob die verbliebene Hälfte ans linke Auge und marschierte ohne viel Umsehen los.

Der Wind lag mir jetzt im Rücken und es war, wie mir vorkam, auch etwas wärmer geworden. Nur noch vereinzelt fielen ein paar Regentropfen. Ich streckte die Zunge nicht mehr heraus. Die Platzwunde über dem Backenknochen war heiß, verlor aber kaum noch Blut. Ich hatte das meiste davon getrunken, fühlte mich ein wenig benommen, aber fast angenehm geborgen in dem Wind und seinen sanften Böen. Nur wenige Menschen schienen unterwegs zu sein und einer der Passanten sprach mich an und fragte, ob er mir helfen könne. Ich sagte, dass ich auf der Suche nach einem Gasthaus sei. Er überlegte, murmelte dann etwas, das ich nicht verstand, schüttelte schließlich den Kopf und ging weiter. Ich sah wohl ziemlich übel aus.

Ein paar Münzen steckten im Hosensack, reichend für zwei Bier in einer billigen Bar am Stadtrand. Und ich war schon recht weit gekommen. „Flußwirt“ las ich, da ich

mein Monokel ans Auge hob. Die Wirtstube war rauchig und angenehm von den belanglosen und doch ernst geführten Gesprächen der meist in Gruppen zusammensitzenden Männern durchtränkt. Mit Ausnahme der Kellnerin und einem spitzbübisch und ein wenig verwirrt dreinblickenden Mädchen, das im Verlauf des Abends mehrmals die Tische wechselte, waren keine Frauen im Raum. Ich bestellte ein Bier und jene Unruhe, die mich gen Norden getrieben hatte, wurde klarer. Ich sah mich für Augenblicke im Ganzen stehen und hatte die seltsame Empfindung, dass ich gerade eben, obwohl ich doch wie gepeitscht durch die Gassen gelaufen war, an das Rätsel gerührt hätte. Zugleich wich die Unruhe einer Müdigkeit, die langsam in die Poren und Glieder kroch und den Gesichtskreis krümmte. Die Kellnerin musste etwas zu mir gesagt haben, ich verstand es aber erst, nachdem sie wieder verschwunden war. Dennoch stand später ein neues Glas vor mir und ich wunderte mich, wie wenig wir letztlich der Sprache bedurften.

Als das zweite Bier leer war und ich wie in Wolle gepackt im Raum schwebte, setzte sich mir, ohne ein Wort zu sagen, ein Mann unbestimmten Alters gegenüber. Zu müde, das Brilleneck ans Auge zu heben, zog ich, langsam die Pupillen ruckend, das verschwommene Oval des großen Kopfes nach. Es roch nach Farbe und in mir stiegen die Formen eines Bildes von Sisley hoch, in dem sich ein schmaler und doch urmächtiger Bach um ein braun getöntes Gehöft schmiegte, und bei dessen erstem Anblick ich gedacht hatte, dass dies wohl eine der Ewigkeiten sei. Nach einiger Weile brachte die Kellnerin zwei weitere Gläser. Ich gab mit einem Murmeln zu verstehen, dass ich kein Geld mehr hätte, der Maler aber hob nur kurz die Hand, mir bedeutend, ich solle trinken. Ohne zu prostern, leerte er selbst in drei Sätzen das Glas und winkte mit einer Geste, die herrisch und zugleich ungemein sanft war, nach dem nächsten.

Das ging dann eine ganze Weile. Kurz noch belebte sich mein Geist, ich erzählte dem grämlichen Maler von jener Frau, die mich Dinge hatte tun lassen, die in jedem anderen Fall eine Erbärmlichkeit gewesen wären – und die ich sogar noch lieben musste in der Art, wie sie zurückgewichen war. Er erwiderte, dass es kein Schönes gäbe, das nicht aus dem Schmerz geboren sei; sagte das aber auf eine Weise, als handle es sich dabei um ein Rezept für einen Sonntagskuchen. Vor mir bewegte sich die Gestalt jener Tage und für den Augenblick fühlte ich mich geborgen in der Ahnung, dass sie sich anderswo noch immer so bewegte. – Der Maler ging aufs Klo und ehe er wiederkam, musste ich eingeschlafen sein.

Mir träumte, ich sei ein Baum, ein warmer Wind fasste mich an und ich beugte mich über den Fluss, von dem meine Wurzeln tranken. Mir war so wohl zumute, da wir drei gut zueinander waren und der klare Klang des Wassers war wie ein vertrauter Freund und im Hauch des Windes hörte ich ihre Stimme. Ich wölbte mich ihr entgegen, um jede Silbe in meine Blätter zu schmiegen und rauschte wie das fließende Wasser und der Baum und das Wasser wurden eins und der Wind fuhr hinein in das Wasser und ich erwachte von der Hand der Kellnerin, die mich rüttelte und mir zuraunte, dass es nun Zeit sei zu gehen.

Verwirrt stand ich auf, legte die paar Münzen auf den Tisch und wankte in den Morgen. Auf der Brücke der Blick in den Osten, wo ein Lastenschiff unter der stromabwärts sich wölbenden Eisenbahnbrücke hervor ruckte, während darüber die kleinen Wolken am Horizont mit jedem Augenaufschlag sich voller färbten, ehe sie jählings ihre Kontur verloren und nur noch gleißendes Lichtern aus roten, violetten und bernsteingefärbten Herzschlägen waren. Ich spürte, wie der erste Strahl ein Zeichen in meine Stirn schlug, warf die Brillenreste in den Strom, wandte mich nach Norden und ging im harten Licht der frühen Sonne auf die Insel hinüber, hinter der die schwarz verspiegelten Tower der Geschäftszentren ragten.

Sanfter Wind erhob sich. Auf dem Wasser tummelte sich eine Schar schnatternder Enten, deren Spur gekreuzt wurde von einem einzelnen Schwan. Ich atmete die salzige, etwas modrige Luft und empfand eine Art Scheu vor dem, was mir bevorstand und von dem ich nicht genau wusste, was es sei. Sonderbar nur, dass es mich zugleich drängte, ich den Gang beschleunigte und den sonoren Horn-Ton des vorüberziehenden Schiffes als Zuruf begriff: mich anspornend, noch weiter auszuholen. Fast in den Hüpfschritt fallenden, eilte ich der aufgehenden Sonne entgegen, bis ich erschöpft ins Gras fiel und das Nass des nächtlichen Regens an der verkrusteten Wange spürte. Ich lag da, die Sonne wärmte mir den Rücken und ganz nah am Ohr hörte ich die Erde schnaufen. Kurz blitzte ihr Bild wieder auf. Dann sehe ich mich ins Wasser steigen und ein Bad nehmen, wie ich noch nie eines genommen hatte.

Am Ufer stand eine Weide, die ihre Ruten ins Wasser hängen ließ. Im Licht der querstehenden Sonnenstrahlen warfen die um sie wirbelnden Wasserfäden pulsende

Schatten. Der Fluss schien zu plaudern, gluckernd und schmatzend. Von Zeit zu Zeit war das Rumpeln der über den Strom setzenden Untergrundbahn zu hören. In ihr fuhren die Menschen zur Arbeit. – Zu ihrer Arbeit? Zu welcher Arbeit? Wohin?